

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 2 (1926-1927)
Heft: 3

Artikel: Die Prüfung nach dem Examen : ich wollte richten und wurde gerichtet
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1064703>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

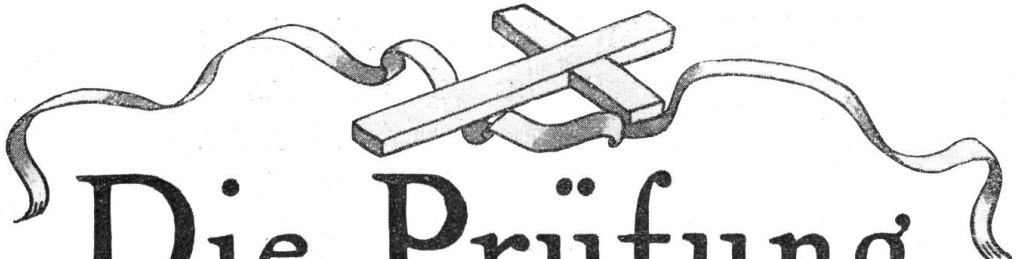
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 05.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Die Prüfung nach dem Examen

Ich wollte richten und wurde gerichtet

Von * * *

Illustriert von Walter Guggenbühl

Man hört heute viel von einem Lehrerinnenproblem und meint damit den Mangel an Lehrstellen. Es gibt aber eine andere, vielleicht noch wichtigere Lehrerinnenfrage. Sie beruht darauf, dass die Lehrerin durch ihre Ausbildung nicht in das Leben hinein, sondern von ihm weggeführt wird. Und diesem Problem verdanken die vorliegenden Bekenntnisse ihre Entstehung.

Ich war kaum 18 Jahre alt, als ich mit dem Patent in der Tasche das Seminar verliess. Durch verschiedene Umstände waren wir zu Hause in eine trostlose Armut geraten, die wir aber, so gut es ging, nach aussen hin verbargen. Mit einer wahren Seelenangst ging ich auf die Stellensuche. Ich musste so schnell wie möglich versorgt werden; denn zu Hause war meines Bleibens nicht mehr. Aus eigenem Vermögen hätte ich niemals eine Stelle gefunden. Ich war scheu und bedrückt und verstand gar nicht, mit den Leuten umzugehen. Und einflussreiche Verwandte besass ich nicht. Es war für mich damals ein ganz unerklärliches und erlösendes Wunder, als ich in einem weltabgelegenen Berg-

dorf auf irgendeine Empfehlung hin gewählt wurde. Ich wusste nicht einmal, wo es lag und musste erst lange auf der Karte nachsuchen.

Ich war noch nie von zu Hause fort gewesen und kannte andere Verhältnisse nur vom Hörensagen und auch so noch schlecht. Ich hatte wenig Sinn für alles, was die Wirklichkeit anbelangte.

Es war Herbst, als ich abreiste. Die Sonnenblumen in unserem Garten blühten in voller Pracht. Die Mutter stand unter der Tür und sah mir ernsthaft nach. Ich versuchte mutig zurückzulächeln.

Gegen Abend fuhr ich dann durch ein enges, rauschendes Tal. Die Felswände schienen sich immer näher und näher zu rücken. Mein ganzes Wesen war Schrek-

ken und Staunen. Die Natur war mir bisher nichts als ein poetischer Begriff gewesen, über den ich in Aufsätzen gut und erfolgreich phantasiert hatte. Nun sollte ich sie erleben.

Am Bahnhof nahm mich ein hochgewachsener Mann in Empfang. Seine Gesichtszüge waren gross, fast heroisch. Er winkte einer Frau von ebenso mächtiger Statur und verschwiegenem Gesicht.

« Das ist meine Tochter und wird Ihre Schülerin sein », sagte er.

Ich blickte erschrocken an ihr empor. « Mein Gott », dachte ich innerlich und kam mir hilfebedürftig vor. Aber sie lächelte schüchtern und doch mütterlich auf mich herunter.

Dann machten wir uns auf den Weg. Wir hatten noch Stunden zu gehen. So weit, weit schien es mir; denn ich war des Gehens nicht gewohnt. Durch bunte Buchenwälder, über freie Alpen schritten wir und verschwanden wieder in kühlen Schluchten. Hie und da sprach das Mädchen etwas mit einer dunklen Stimme in singendem Dialekt. Ich verstand sie kaum; ich sah nur ihre leuchtend blauen Augen und den grossen, frauenhaften Mund. Ich fühlte mich wie ein Kind vor ihr.

Ich trug städtische Schuhe mit dünnen Sohlen und etwas zu hohen Absätzen und einen städtischen Hut mit einer Feder und etwas zu breitem Rand. Die Füsse brannten mich, und das Hutrad drehte sich auf meinem Kopf, sodass die Feder bald nach vorn und bald nach hinten wies. Ich getraute mich nicht, ihn in der Hand zu tragen und fühlte mich äusserst unbehaglich.

Endlich erblickten wir ein paar Hütten, am Hange klebend. Rauch quirlte von al-

len Dächern in die Abendluft. Auf den Aeckern sah man noch einige gebückte Gestalten Kartoffeln zusammenlesen. Nie vergesse ich das Bild.

Mein Einzug blieb nicht unbemerkt. Ich spürte die Blicke auf meinem Rücken; Kinder guckten verstohlen hinter den Häusern hervor.

Das Schulhaus stand an einer steilen Gasse wie eine hochbeinige Ziege. Meine Begleiterin führte mich hinein. Unten war das Schulzimmer, oben an der Treppe eine Art riesiger Küche, von der aus man in zwei düstere Kammern trat. Das Dach hing über die Fenster. Bückte man sich, so sah man einen dunkelbewaldeten Felskegel, der wie ein Tier mit eingezogenem Leibe jenseits des Tales lauerte.

Das Mädchen war längst gegangen, und ich stand immer noch da, furchtsam unter dem zu grossen Hute hervorschauend. Die niedere Decke mit dem schweren Holzkreuz schien sich immer tiefer auf mich zu senken.

Ja, ein schweres, unsichtbares Kreuz nahm meine Seele auf sich für viele Jahre. Verantwortung und Einsamkeit waren die zwei Balken, aus denen es gezimmert.

Die Schülerin auf dem Katheder

Das Herz schlug mir bis an den Hals, als ich am nächsten Morgen das niedere Schulzimmer betrat. Zusammengepfercht in den langen, rohen Holzbänken, sassen die Schulkinder. Vorn die Grossen, die ungeschlachten Glieder mühsam bergend, mit gesenkten Köpfen. Lautlose Erwartung!

Oh, ich erfasste die Situation. Ich war ganz Lehrerin. Es galt, meine Stellung

für immer zu bestimmen. Wer zuerst die Schüchternheit überwand, hatte gewonnen. Und ich gewann. Wenn ich mir die Empfindung jenes Augenblicks zurückrufe, so schäme ich mich. Es war nichts in mir von jener tiefersten Sachlichkeit, mit der man an eine grosse Aufgabe geht, nichts von der alles durchdringenden, unpersönlichen Liebe, mit der allein man sich Kindern nähern darf. Wie hätte ich auch dieser Gefühle fähig sein sollen? Ich hatte mich selbst noch in keiner Weise erlebt und war mir selbst deshalb noch das allerwichtigste. So dachte ich vor allem daran, Eindruck zu machen und für immer die Oberhand zu gewinnen. Ich gab mir in der Folge Mühe, die schönsten Lektionen auszuarbeiten. Trotzdem kam ich in kein richtiges Verhältnis zu den Kindern. Sie waren sehr artig, hörten auf-



Diese grosse, stämmige Frau sollte meine Schülerin sein

merksam und etwas gequält zu und blieben mir ein Rätsel.

Und allmählich musste ich mir gestehen, dass ich keine Ahnung vom Kinde hatte und für meinen Beruf ungenügend ausgebildet war. Ich besass gute Schulkenntnisse und hatte im letzten Seminarjahr alle 14 Tage eine halbstündige Lektion erteilen dürfen. Dabei hatte ich gelernt, dass man für jeden Stoff einen Anknüpfungspunkt suchen und in der Behandlung keine Sprünge machen sollte, dass man das Fragewort nie an den Schluss setzen und der Schüler nur in ganzen Sätzen antworten dürfe und ähnliche, nützliche Dinge mehr. Aber ein Ganzes zu übersehen oder ein Zusammenhängendes auszuarbeiten hatte ich nicht gelernt.

Freilich, um zu besserm Verständnis des Kindes zu gelangen, hatte man auch Unterricht in Psychologie genossen; aber diese Psychologie schien mir nie im geringsten etwas mit dem Menschen zu tun zu haben. Sie kam mir vor wie eine Art abstrakter Chemie: Ein Begriff entstand aus einem andern Begriff. Sie langweilte mich grenzenlos.

Nie aber war in mir die Vorstellung so recht lebendig geworden, dass durch das, was man an das Kind heranbringt und durch die Art, wie man es tut, sein Wachstum gefördert oder gehindert wird. O, sicher hatte ich eine Menge idealer Phrasen über meinen Beruf in Bereitschaft; aber sie waren nicht wirkende Wahrheiten. Nun aber begann die von mir bloss geahnte Tatsache mich zu quälen: dass im Kind in den verschiedenen Altersstufen sich innere Wandlungen vollziehen, und dass ich diese Wandlungen nicht erfasste. Ich ahnte, dass jedes

Alter einer besondern Seelen- und Geistesnahrung bedurfte; aber ich wusste nicht welcher.

Diese Zweifel zerstörten meine kindliche Selbstsicherheit — und das brachte mich seltsamerweise den Kindern näher als alle Glanzlektionen. Es erwachte in mir ein schmerzliches Mitleid mit ihnen und ein nagendes Gefühl der Schuld. Trotzdem — oder vielleicht deswegen — war ich oft hochfahrend und gereizt. Ich arbeitete viel und begann mit Eifer pädagogische Bücher und Schriften zu lesen. Ich fühlte, dass mir ein grundlegendes Wissen fehlte, das sich durch keine methodischen Spitzfindigkeiten ersetzen liess.

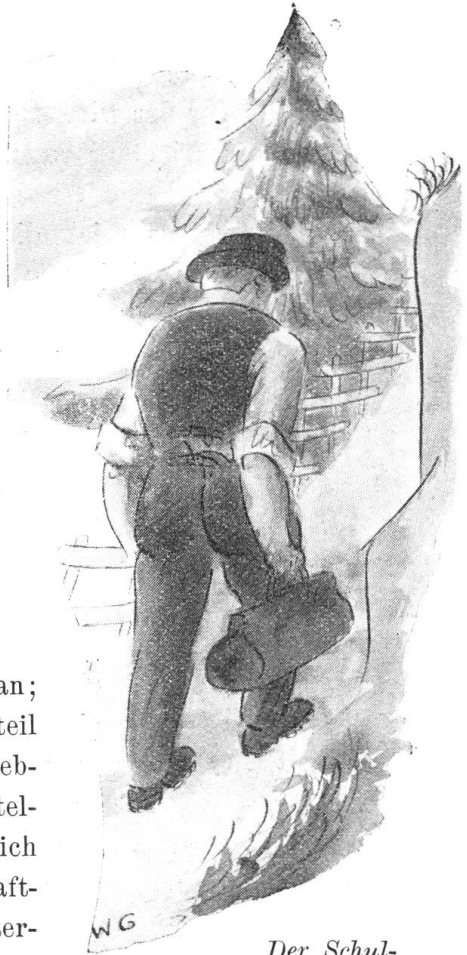
So brütete ich mutterseelenallein in meinem Schulhaus über unklaren Fragen, die ich aus mir heraus niemals zu lösen imstande war.

Die Begegnung mit dem Tode

Konnte die nun aufkeimende Liebe zu den Kindern vielleicht einigermaßen das mir fehlende Wissen ersetzen, so blieb mir aber doch im öffentlichen Leben mein Mangel an menschlicher Reife immer empfindlich. In einem so weltabgeschiedenen Orte, wo Pfarrer und Arzt fehlten, wurden der Lehrerin noch mancherlei Aemter auferlegt; zudem belastete mein eigenes Gewissen mich noch mit Pflichten, die ich nicht zu erfüllen vermochte. Niemand schien sich meiner Jugendlichkeit wegen Gedanken zu machen; ich war ja Lehrerin, folglich wusste ich alles, konnte ich alles, verstand ich alles. Niemand ahnte, dass ich in den meisten Dingen, die das Leben angingen, unerfahrener war als meine Schulkinder. Doch verstand ich es, diesen Mangel zu verbergen

und mich mit Würde zu benehmen. Um mir keine Blösse zu geben, liess ich niemals mehr meinem natürlichen Empfinden freien Lauf. Und doch fehlte es mir nicht daran; im Gegenteil riss eine lebhaftere Vorstellungskraft mich zu leidenschaftlichem Miterleben hin. Aber ich war um so steifer, je mehr ich in mir verschloss. Und so galt ich bald als hochmütig, und das Dorf stand mir kalt gegenüber.

Den tiefsten menschlichen Erlebnissen, an denen ich Anteil nehmen musste, war ich innerlich nicht gewachsen. So barg der Tod für mich noch alle Schrecken und Geheimnisse. Es gehörte aber nun zu meinen Pflichten, bei Sterbenden zu wachen, und bei Toten die Gebete zu sprechen. Der erste, dem ich diesen Dienst erweisen musste, war mein Nachbar, ein Schreiner, ein stiller, fleissiger Mann, den ich alle Tage bei seiner Arbeit gesehen. Spät hatte er geheiratet und besass keine Kinder. Er wohnte mit seiner alten Mutter und seiner jungen Frau zusammen. Der



Der Schulpräsident ging mit grossen Schritten voran

war nun eines plötzlichen Todes gestorben. Als ich vor der wimmernden Greisin stand, die mich irr aus roten Augen ansah, da fand ich keine Worte und keinen Trost. Nie vergesse ich die Qual, die meine Unzulänglichkeit mir verursachte.

In der Jugend will man das Grosse gross erleben, und nichts ist einem widerwärtiger, als Aussergewöhnliches mit Alltäglichem vermengt zu sehen. Ich hätte ohne Grauen bei dem Toten wachen können; es wären mir Stunden der Andacht gewesen; aber mit andern Frauen die Nacht im Totenzimmer zu verbringen, Kaffee zu trinken und Strümpfe zu stricken, das erschien mir eine unerhörte Trivialität, das war mir eine Qual.

Am Tage des Begräbnisses hatte ich vor dem offenen Sarg, im Angesicht der Gemeinde, das Leichengebet zu sprechen. Noch Jahre nachher sah ich im Traume diesen ersten Toten vor mir: das ausgemergelte Vogelgesicht, die knochigen Hände über dem schwarzen Kleide, die steifen Füsse in den braunen, dicken Strümpfen. Alles schwankte vor mir. Ich wusste nicht, was ich sprach. Da weinte die Greisin laut auf: Der Sarg wurde geschlossen und auf den Schlitten gebunden. Männer schleiften die kreischende Fuhre den steilen, holprigen Weg hinunter ins Tal. Die leidtragenden Frauen rafften hastig die armseligen Blumenspenden zusammen und stolperten ohne Ordnung den Davoneilenden nach. Stundenlang ging es abwärts. Die Knie zitterten mir; ich konnte kaum folgen. Unten im Tale wurde der Sarg auf den Wagen geladen, und langsam, Schritt vor Schritt, ging es nun hinter der Leiche her dem Kirchdorf zu. Ein eisiger Wind pff. Rauschend bogen sich die Pappeln hin und

her. Ich war sterbensmüde; am liebsten wäre ich am Wegrand liegen geblieben. Endlich langte man auf dem Friedhof an. Eilig sprach der Pfarrer einige Worte, eilig wurde der Sarg in die Grube gelassen, eilig polterten einige Erdschollen darauf. Dann atmete man auf: Das Geschäft war besorgt; man ging ins Wirtshaus, sich zu stärken. Mein Gott, ja, ich lernte es auch verstehen, dass man nach einem Begräbnis Hunger und Durst haben kann und nach einem seltenen Glase Wein gern ins Plauschen und Prahlen kommt. Aber damals verstand ich es noch nicht und sass nur mit innerer Abscheu bei diesem Begräbnismahl.

Es war schon stark finster, als wir den Berg hinaufkrochen. Vor dem Schulhaus angelangt, sagte eine gutmütige Seele zu mir: «Ihr fürchtet Euch doch nicht etwa? Sonst will ich gern warten, bis Ihr Licht gemacht habt.» «Nur sich nichts vergeben», dachte ich. «Mich fürchten?» fragte ich kühl, «wovor denn?» und verabschiedete mich. Aber schon auf der Treppe liefen mir die Tränen herunter. Finsternis gähnte mir aus der Küche entgegen. Ich tastete nach Streichhölzern; doch schien nichts mehr am selben Platze zu sein. Meine Zähne schlugen aufeinander vor Furcht. «Mutter, Mutter, hilf mir!» betete ich. Als ich endlich in der Stube hinter der eilig verriegelten Türe stand und einer flackernden Kerze Schein die Gespenster verscheuchte, brach ich in lautes Schluchzen aus vor Heimweh, Uebermüdung und Mitleid mit mir selbst. —

Hart ist die Schule des Lebens für die, die nicht vorbereitet sind, die durch einen seichten Intellektualismus gewatet und gewohnt waren, Illusionen für Wirklichkeiten zu nehmen. Gewaltsam schien das

Leben mich aus meiner Selbstbeschaulichkeit reissen zu wollen und liess Schicksal um Schicksal an mir vorüberziehen.

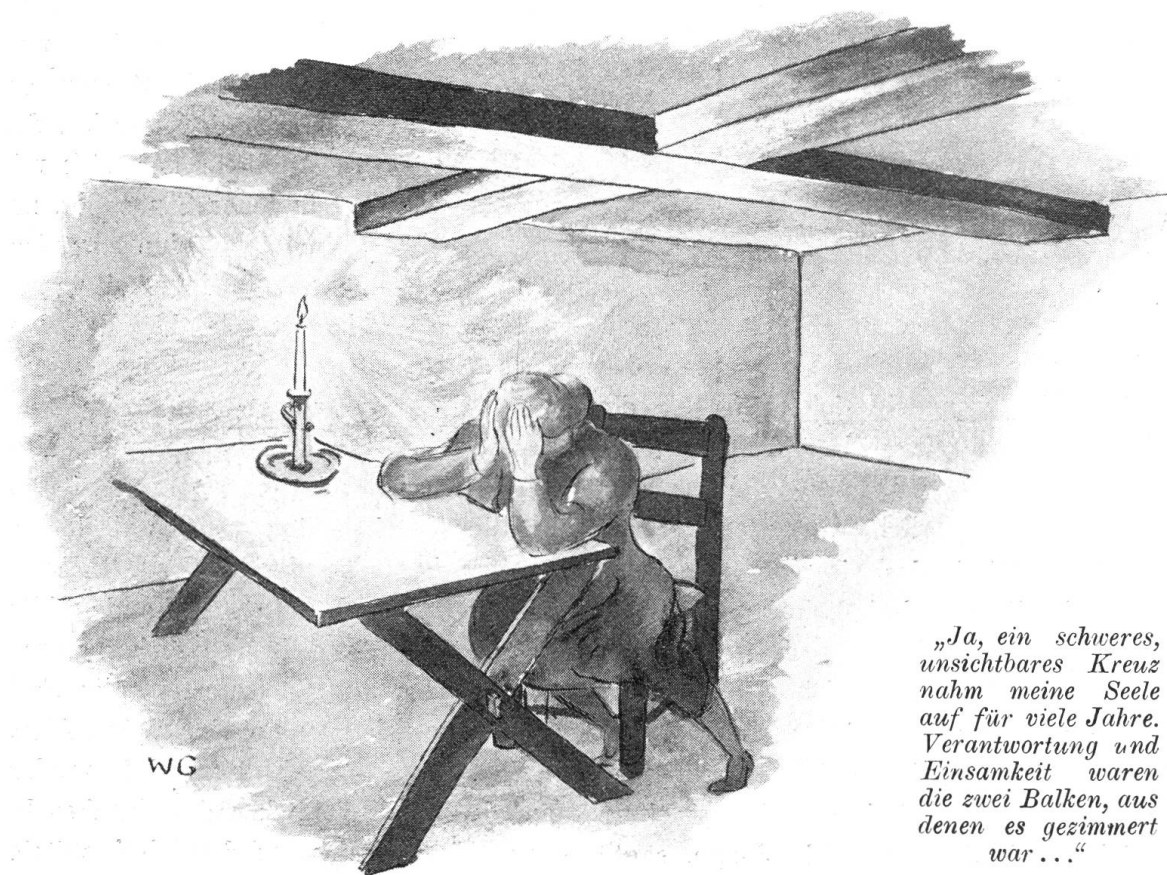
Ein Junge fiel beim Alpenrosenpflücken zu Tode; die zwei blühenden Söhne einer Witwe gerieten beim Wildern unter eine Lawine. Der Vater einer grossen Familie brach an einem Herzschlag unter einer Heubürde zusammen. Ein Schrecknis reihte sich ans andere. Sie erschütterten mich bis ins Tiefste.

Wer nie sein Brot mit
Tränen ass...

Der Tod eines kleinen Schulmädchens möge hier noch beschrieben werden, weil durch ihn ich Einblicke gewann in die elendesten, menschlichen Verhältnisse. Dem Kinde hatte ich immer besondere Fürsorge gewährt, weil es zu den aller-

ärmsten gehörte: Halbblind war es zur Welt gekommen, ein vaterloses, schwaches Tröpflein.

In der Schule gab es mir viel zu schaffen, nicht bloss seines Gebrechens wegen. Durch seine krankhafte Empfindlichkeit konnte es sich mit den andern nicht vertragen, und auf die leiseste Kränkung hin brach es in leidenschaftliche Tränen aus. Als ich seine Mutter gesehen, verstand ich vieles. Sie war ein armes, epileptisches Weib, eher beängstigend als hässlich zum Ansehen: Aus einem totenblassen, verfallenen Antlitz leuchteten unter wirren, schwarzen Haaren tiefblaue Augen, aus denen ein heftiges, ja inbrünstiges Empfinden sprach. Der Vater des Kindes hatte ihr die Schmach angetan, am Hochzeitstag auf und davon zu gehen und sie in ihrem



„Ja, ein schweres,
unsichtbares Kreuz
nahm meine Seele
auf für viele Jahre.
Verantwortung und
Einsamkeit waren
die zwei Balken, aus
denen es gezimmert
war...“



„Sie stand da, aufgedonnert mit einer gelben, seidenen Bluse.“

Brautkranz ungetraut stehen zu lassen. Ihre ganze Liebe hing sie nun an das Kind. Und wenn sie sich auch, wie die Leute sagten, einem lasterhaften Leben hingab, so trübte das keinen Augenblick ihre überschwängliche Mutterliebe.

Dieses Kind, das sie vergötterte, in dem sie die ungewöhnlichsten Gaben zu entdecken vermeinte, wurde nun krank, so krank, dass man mich eines Abends holte, weil man befürchtete, es würde die Nacht nicht überleben. Die Grossmutter, ein altes, unheimliches Weib, geleitete mich durch das Dorf. Die Junge, sagte

sie mir unterwegs, läge auch zu Bett; sie hätte am Morgen einen üblen Fall getan.

Ueber die eingebrochenen Stufen einer Holztreppe kletterten wir in eine stockfinstere Küche.

Gackernd fuhren einige Hühner an mir vorbei. Aus der Stube drang wütendes Hundegekläff. Das Weib stiess die Tür auf und führte mich hinein.

Als Kind hatte ich an häufigen Ohnmachten gelitten, und man hatte mir so viel wie möglich Krankenbesuche und ergreifende Szenen erspart. So erweckte der Anblick, der sich mir in jener Stube bot, zunächst eine beklemmende Uebelkeit in mir

und jenes seltsame Gefühl des Unwirklichen, das Ohnmachten vorangeht. Mit Anstrengung hielt ich mein Bewusstsein fest und zwang mich, alles genau wahrzunehmen. Mehrere Betten standen in dem Raum. Ueberall hingen Kleider herum. Auf dem Ofen trocknete Wäsche. Drei oder vier Jagdhunde schliefen an der Wärme. In Tellerscherven und am Boden lagen Speiseresten. Ein ekelhafter Geruch benahm einem den Atem. Kein Fenster stand offen. Ich wankte auf das Bett zu, in dem die Kranken lagen. Wie ich mich auf den Tisch stützte,

erblickte ich neben Brot und Käse einen schmutzigen Lappen voll Blut und Eiter. Ein Fliegenschwarm schwirrte gierig von einem zum andern. Schnell wandte ich mich ab. Mutter und Kind lagen nebeneinander auf der blossen Matratze. Die Mutter sah mich unverwandt mit tiefem Blick an. Peinlich war es mir, zu sehen, dass ihr Hemd aufgerissen und in Unordnung war; aber sie schien mich nicht zu kennen. Da stiess das kleine Mädchen einen gurgelnden Laut aus, wie wenn es am Ersticken wäre. Seine Zunge hing wie ein schwarzer Klumpen aus dem Munde. Es glühte im Fieber, und seine Hände fuhren angstvoll auf der Decke herum. Da vergass ich alles andere. Mit Hilfe der Alten legte ich das Kind in nasse Tücher. Dann lief ich, der Alten zum Trotz, jemand nach dem Arzte des nächsten Dorfes zu schicken. Inzwischen erneuerte ich die Wickel. Am Entsetzen des Arztes merkte ich, dass auch er noch nie solch ein Elend gesehen. Es war unmöglich, reines, heisses Wasser zu erlangen, unmöglich ein Tuch zu finden, um das Kind zu waschen. Wie er ihm dann die Zunge herunterdrückte, um in den Hals zu sehen, ergoss sich ein Strom von Blut und Eiter aus dem Munde des armen Geschöpfes. Da verliess ich die Stube. Ich wartete draussen auf den Arzt und liess mir genaue Anweisung geben, wie das Kind zu pflegen sei.

« Ist es zu retten ? » fragte ich.

« Ich denke », sagte er — und zögernd: « Doch wozu eigentlich ? Das Kind ist ganz verseucht und wird nie gesund werden. »

« Es ist fast blind », fügte ich leise bei. Da schüttelte er den Kopf und ging.

Schulbuchideale und Realität

Ich aber begab mich sofort zum Gemeindevorsteher und verlangte — erregt wie ich war — dass die Armenbehörde sofort einschreiten müsse. Man könnte die Armen unmöglich so liegen lassen. Der Bauer, ein sonst wohlmeinender, kluger Mann, lachte mir ins Gesicht. Für dieses Pack, sagte er, würde kein Mensch einen Finger rühren. Sie seien selbstverschuldet ins Elend gekommen. Uebrigens wäre es an den zwei Söhnen, für die Familie zu sorgen. Selbstverschuldet oder nicht, erwiderte ich heftig, das komme hier nicht in Betracht. Die Leute seien der Hilfe bedürftig, nach den Ursachen der Armut hätten wir nicht zu fragen. Da wurde er ärgerlich und meinte spöttisch, er wolle mich nicht hindern, Gutes zu tun; ich könnte dann selbst erfahren, dass es Leute gäbe, denen alles zum Unsegen gereiche.

Wie empörte mich diese Antwort, wie haderte ich mit dem guten Mann, wie glühte ich vor Hilfsbereitschaft ! — Und wie wenig vermochte ich zu ändern !

Das Kind genas. Die Mutter erholte sich bald, und der Haushalt schien mir bei den folgenden Besuchen geordneter. Sie bewies so ihre Dankbarkeit. Ihre Freude am Kinde war rührend.

Ich hatte aus der Stadt ein Märchenbuch mit ganz grosser Schrift kommen lassen. Das wollte ich dem Kinde einmal nach der Schule bringen. Ich hatte ihm schon davon gesprochen. Eilig sprang ich die mir nun vertraute Treppe hinauf und klopfte an. Man ruft herein, und ich sehe alle drei am Tische beim Kaffee sitzen. Ich schwenke das Buch in der Luft, und das Kind will auf mich zuspringen. Da hält es an und stösst einen Schrei aus, furcht-

bar wie ein Tier. Es klammert sich an den Tisch. Blut quillt aus Nase und Mund, helles, schäumendes Blut. « Sei still, sei still », beschwichtigt die Mutter, « es ist nur Nasenbluten », und presst ihre Schürze davor. Das Kind schlägt mit Händen und Füßen nach ihr, gurgelt und kreischt in schauerlichen Tönen. Ich nehme es in die Arme. Stossweise in breitem Strome kommt das Blut, ein unverwundlicher Quell. « Geht », sage ich, « es ist ein Blutsturz! » Und damit sie etwas zu tun haben, befehle ich, Salzwasser zu bringen. Ich stehe in einer Blutlache, Blut strömt über mich, über meine Arme, meine Hände. Das Kind fängt an zu zucken. Ich gleite aus, sinke in die Knie und halte es im Schosse. Da verliert die Mutter den Verstand. Sie rennt auf die Strasse. « Zu Hilfe, zu Hilfe! Es stirbt! » schreit sie und läuft in die Häuser.

Das Kind wird still in meinen Armen. Ein kleines, rotes Bächlein rinnt noch aus dem Munde, wird dünner und dünner; der Quell ist doch versiegt. Sein Gesicht ist wachsbleich; es ist tot. Ist ein Jahrhundert vergangen oder eine Minute? Ich knie in einem Meer von Blut und halte das Kind. Da stürzen Weiber herein, die Stube voll. Sie starren mich an. Und hinter ihnen das alte Weib. Sie zeigt auf mich — ihr Finger scheint mich zu durchbohren — « Die ist schuld! » kreischt sie; « vor Schreck ist es gestorben! » Da lasse ich sanft das bleiche Kind ins rote Meer gleiten und verlasse die Stube. Man macht mir scheu Platz. Auf der Wiese unter dem grossen Birnbaum geht die Mutter hin und her. Sie hat die Arme kreuzweise fest an die Brust gepresst und wimmert in hohem, gleichmässigem Ton. Ich will auf sie zugehen. « Die ist schuld! »

tönt es in mir. Da mache ich mich schnell davon. Ich laufe durch das Dorf. Zielloos. Mir ist, als wäre mein Gehirn Eis. Eis rieselt über meinen Rücken. Meine Gedanken krampfen sich um einen Schrei, der auch zu Eis erstarrt ist: Die ist schuld! Jemand begegnet mir; ich fange einen entsetzten Blick auf. Ich komme zu mir selbst und betrachte mich: Blut, Blut überall. Ich taumle, von Uebelkeit überwältigt. Da führt mich jemand in eine Küche, und ich wasche mich.

Als es dunkelte, warf ich einen Mantel über und begab mich auf den Weg, der ins nächste Dorf führte. Ich wollte hier den Arzt erwarten. Es war schon finster, als ein Licht heranschwankte. Er war es. Er erschrak, als er mich sah. « Sind Sie krank? » fragte er. « Nein; das Kind ist tot. Ich will hier auf Ihren Bericht warten », sagte ich.

Er sah mich prüfend an und ging. Ich sass wartend auf einem Stein.

Als das Licht wieder herannahte, stand ich auf und ging ihm entgegen.

« Kein Tröpflein Blut mehr in den Adern », sagte er.

« Wie kam dieser Blutsturz? » fragte ich tonlos.

« Ich vermutete, dass so etwas eintreten würde », erwiderte er. « Wie gesagt, das Kind war ganz verseucht. Ein Glück, dass es so rasch ging. »

« Man sagt, ich sei schuld an seinem Tode, durch die Aufregung, die ... »

Seine Augen funkelten mich zornig an. « Ich hätte Sie für gescheiter gehalten », sagte er verächtlich.

Da fing ich heftig zu weinen an, wie ein Kind, das man von grosser Not befreit. —

So ist das Leben

Einige Wochen später pochte es heftig an meine Tür. Die Mutter des Kindes stand draussen in einem Zustand wilder Auflösung.

«Ihr waret gut zu meinem Kind, und ich will nicht ohne Abschied von Euch gehen», begrüßte sie mich.

«Ihr wollt verreisen?» fragte ich sie erschrocken.

«Ins Wasser gehe ich!» schluchzte sie laut heraus. «Zu meinem Kinde will ich!»

Ich wollte sie in die Stube nötigen, um die Ursache ihrer Verzweiflung zu erfahren.

«Nein, nein!» rief sie, «mir ist nicht mehr zu helfen. Meine Mutter hat mich verjagt; an den Haaren hat sie mich zum Hause hinaus gezerrt. Wo soll ich hin? Ich mache allem ein Ende!»

Und unter lautem Weinen stürzte sie fort.

Ich eilte zum Gemeindevorsteher, erzählte ihm den Vorfall und bat ihn, sich des armen Weibes anzunehmen. Er aber geriet in Zorn. «Recht hat die Alte», sagte er, «dass sie das Luderweib endlich fortjagt. Und dass sich die ein Leid antut, brauchen Sie nicht zu fürchten. Solchem Gesindel ist das Leben allzu lieb. Ihnen rate ich, sie ihres Weges ziehen zu lassen, wenn Sie sich nicht lächerlich machen wollen.»

Mit zwiespältigen Gefühlen gab ich nach. Und hörte eine Weile nichts mehr von ihr. Bis sie eines schönen Tages wieder bei mir erschien. Ich erkannte sie kaum, so hatte sie sich aufgeputzt. Die Haare waren kunstvoll frisiert und tief in die Stirn gekämmt. Sie prangte in einer gelbseidenen Bluse und hielt sich kerzen-



„Dann atmete man auf. Das Geschäft war besorgt, man ging ins Wirtshaus...“

gerade. Trotz ihres würdevollen Auftretens lächelte sie verschämt.

«Ich will mich von Euch verabschieden», sagte sie geziert. «Ich ziehe nun für immer weg. Mein Mann holt eben meine Sachen.»

«Wie?» erstaunte ich, «Sie sind verheiratet?»

«Ja», erwiderte sie unendlich herablassend, «vor 14 Tagen schon hielt ich Hochzeit.»

Ich ahnte nicht, dass ihr Mann ein Taugenichts und eben aus dem Gefängnis entlassen war. Nun, ich wünschte ihr dann alles erdenkliche Glück, und sie rauschte davon. Ich trat in meine Stube zurück,

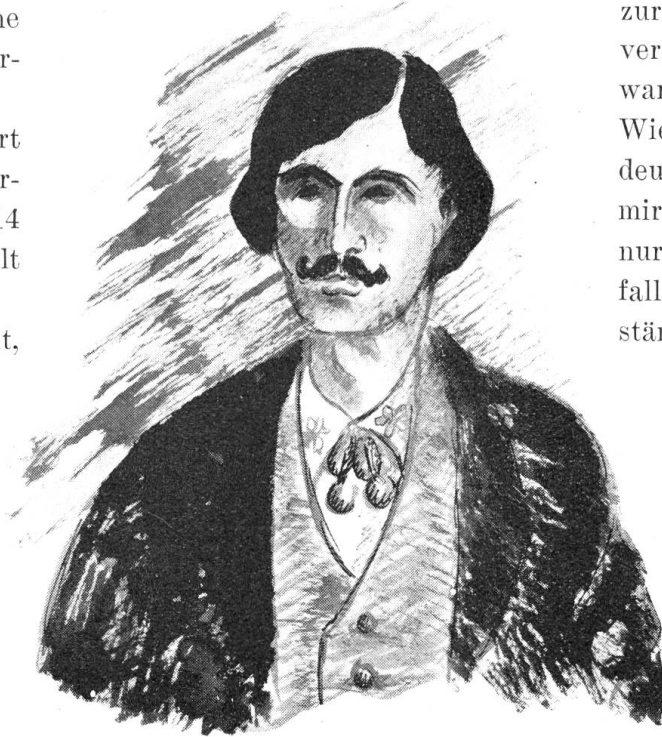
zum erstenmal mit dem bösen Lächeln der Menschenverachtung auf den Lippen. —

Das Schwerste im Leben ist doch wohl, das richtige Verhältnis zu den andern zu finden. Das setzt klares Urteilen voraus, und dies ist nur möglich nach reicher Erfahrung. Wie sollten junge Lehrerinnen in ihrem Benehmen gegen andere keine Fehler mehr machen, wenn ihnen doch Erfahrung und Menschenkenntnis noch gänzlich mangeln? Leicht verfallen sie in zwei Extreme: Entweder schauen sie mit teilnahmslosem Hochmut auf die Leute herab, nur um ungeschoren zu bleiben, oder sie bemühen sich, beliebt zu werden,

verzichten auf ein eigenes Urteil und suchen unter allen Umständen zu jedermann liebenswürdige Beziehungen aufrecht zu erhalten.

Ich strebte wohl danach, gerecht zu sein. Doch, wenn ich zurückdenke: Wie verstiegen oder schief waren meine Urteile! Wie mancher unbedeutende Mensch kam mir bedeutend vor, nur weil vielleicht Zufall oder äussere Umstände ihn in ein romantisches

Licht gerückt. Und wie manchen wertvollen verkannte ich, nur weil ich hinter einer schlichten, gewöhnlichen Hülle ungewöhnlichen Wert nicht vermutete.



„Er roch stark nach Schuhfett und Pomade...“

Besonders schwer war es für mich, den rechten Ton mit den jungen Leuten des Dorfes zu finden. Offen gestanden: Ich fand ihn überhaupt nie. In dieser Gegend herrschte die Sitte, dass die Burschen fast in jeder Samstagnacht den Mädchen ihren Besuch abstatteten, vor den Fenstern sangen oder gröhlten, Leitern anstellten oder sonst Spässe trieben, feinere oder gröbere, je nach ihrer Gesinnung. Mit diesen Heimsuchungen hatten sie die Lehrerin nie verschont und erprobten nun auch meine Langmut. Die war aber bald zu Ende. Ich war jung genug, mich in meiner Würde gekränkt zu fühlen und liess

bekannt werden, dass ich bei Wiederholung des Unfugs Anzeige erstatten werde. Daraufhin wurde in einer Nacht das Schulhaus mit Steinen bombardiert; dann hatte ich Ruhe. Ich war aber von da an begreiflicherweise von allen Festlichkeiten und Vereinigungen der Jugend ausgeschlossen.

Ein gefährlicher Schüler

Trotz meiner Zurückgezogenheit geriet ich zu einem nicht mehr jungen Mann in kurze, aber höchst seltsame Beziehungen. Er wohnte im Dorf und wurde nur der Schwarze genannt. Denn während die übrigen Dörfler meist hoch und blond waren, so schien seine ganze Gestalt auf südlichen Ursprung hinzuweisen. Auf einem gedrunghenen Körper sass ein mächtiges Haupt mit grossen Zügen, pechschwarzem Haar und länglichen, dunkeln Augen. Er galt als Sonderling. Nicht ohne Vermögen und Besitz, lebte er faul dahin, arbeitete wenig und verkaufte alljährlich das eine oder andere Stück Land.

Nun hatten eines Winters einige Schulkinder ausfindig gemacht, dass der Schwarze eine Ziehharmonika besass und sich in seiner verwahrlosten Hütte nächtlicherweise allein in Spiel und Tanz übte. Das redete sich herum und bald liessen die Schulkinder ihn nie vorübergehen, ohne hinter ihm her die Weisen zu pfeifen, die er auf seiner Ziehharmonika übte. Das reizte ihn aufs höchste, und er beklagte sich bitter bei mir, nie einen der behenden Schlingel zu erwischen.

Es gelang mir, die Jungen zum Verständnis dessen, was sie taten, zu bringen, und die Rädelsführer versprachen mir, sich bei dem Schwarzen zu entschuldigen.

Ich dachte schon nicht mehr an die Geschichte, als eines Abends der Schwarze bei mir vorspricht, sein grünes Hütchen verlegen in den Händen dreht und sich bei mir bedanken will. Geschmeichelt wie ich war, hiess ich ihn in die Stube kommen. Darauf hatte er wohl gerechnet; denn er roch stark nach Schuhfett und Pomade; aus dem neuen Halbleinkleid sah ein sauberes Jägerhemd hervor, und sein Gesicht glänzte vor Reinlichkeit. Auch begann er sofort eine Unterhaltung, die bald zu höhern Gegenständen führte. Ich merkte nicht, dass alles, was er sagte, vorbereitet war und einer bestimmten Absicht diene. Im Gegenteil liess ich mich hinreissen von jener freudigen Begeisterung, die junge Bildungsfanatiker immer erfasst, wenn sie «im einfachen Mann aus dem Volk ein unbeholfenes Bildungsbestreben» wahrnehmen. Dann war ich auch wie ausgehungert; monatelang hatte ich mit niemand über das reden können, was mich interessierte. So geriet ich über jedes kluge Wort des Schwarzen in inneres Entzücken. Er schien vielbelesen; doch klagte er, dass er niemand habe, der ihn verstünde und ihm weiterhülfe. Wie hätte ich da nicht gerührt sein sollen! Ich fragte nach seiner Lektüre, und da wunderte ich mich höchlich, dass er vor allem die Schriften einiger populärer amerikanischer Philosophen las. Ich glaubte mich zu erinnern, dass die meisten von der Ausbildung des Willens handelten und seine Steigerung bis zur höchsten psychischen Macht lehrten. Ich fragte ihn danach. Da traf mich ein so merkwürdiger Blick, dass ich erschrak. Er mache eine solche Schulung durch, antwortete er und hoffe, durch seinen Willen bald alles zu erreichen, was ihm wünschenswert

sei. Dabei lächelte er, und seine weissen Zähne blitzten. Ich zeigte ihm nun schnell meine Bücher, und er bat mich, ihm einige zu leihen, falls ich ihn nicht für zu dumm hielte, sie zu verstehen. Ich forderte ihn auf, sich etwas auszulesen, war aber doch unangenehm berührt, als er die Psychologie der unbewussten Prozesse und ähnliche psychoanalytische Literatur wählte. Ich pries ihm einige andere Bücher an.

«Fürchten Sie nicht, dass ich Sie ver-rate», sagte er, und ich wusste nicht, was er damit meinte; doch sein Lächeln kam mir frech vertraulich, ja gemein vor, und eilig machte ich, dass ich ihn los wurde.

«Dies war der erste und letzte Besuch», sagte ich mir, als ich die Türe schloss.

G e h e i m e M ä c h t e

Es sollte anders kommen. Abend für Abend stellte er sich ein; entweder hatte er ein Buch zurückzubringen oder sonst etwas Wichtiges mitzuteilen. Das Zusammensein mit ihm wurde mir immer bedrängender; ich fühlte wohl, dass er eine Absicht verfolgte, aber ich wusste in meiner Seminaristinnen-Naivität nicht welche. Häufig sprach er von seiner Willenschulung und liess mich vermuten, dass er über hypnotische Kräfte verfüge. Einmal, als ich erkältet war, sah er mich starr an und sagte: «Morgen werden Sie nichts mehr spüren, ich nehme die Erkältung auf mich.»

Der Mensch wurde mir immer lästiger, sein Auftreten immer rücksichtsloser. Schon längst roch er nicht mehr nach Pomade, sondern nach Stallmist und Unsauberkeit, und sein schönes Jägerhemd war inzwischen auch nicht reiner geworden.

Schliesslich erwachte in mir Zorn und Auflehnung. In meinem Hause wollte ich Meister sein. Eines Abends schloss ich die Türe. Er klopfte. Ich tat keinen Wank. Er polterte. Ich hielt den Atem an. Erst als er Anstalten machte, die Türe einzuschlagen, rief ich ihn an: «Ich kann Sie nicht empfangen. Ich bin müde und möchte früh zur Ruh.»

«Öffnen Sie», rief er, «ich halte Sie nicht lange auf, nur eine Mitteilung.»

Ich öffnete; ich glaube, ich war ebenso bleich wie er, und in beiden Augen loderte Zorn.

«Was ist es?» fragte ich barsch.

Er ging ohne Antwort an mir vorbei in die Stube. Ich sass zum Schreibtisch und warf einige Zeilen hin an eine ältere, mir ergebene und wehrhafte Jungfrau. Ohne mich um ihn zu kümmern, brachte ich den Zettel zur Besorgung einem Nachbarjungen. Erleichtert trat ich in die Stube. Er sass finster brütend in der Ofenecke.

«Ich warte immer noch auf Ihre Mitteilung», sagte ich und lachte. Mein Zorn war verraucht, ich erwartete ja Hilfe.

«Vielleicht werden Sie nicht immer lachen», suchte er mich einzuschüchtern. «Sie ahnen nicht, wie weit schon meine Gewalt über Sie geht.»

Ich lachte wieder: «Nein, davon habe ich noch nicht das geringste verspürt. Aber im Ernst: Was wollen Sie denn eigentlich von mir? Sagen Sie mir schlicht und einfach: Was bezwecken Sie?»

Er lächelte tückisch und schwieg.

«Aus dem Dunkel und der Niedrigkeit wollten Sie heraus, sagten Sie mir früher», fuhr ich tapfer fort, «vielleicht ist der Weg, den Sie einschlagen, gar nicht der richtige. Ihre Begierde nach Macht kann

sicher nicht vom Guten sein. Sie macht Sie nur rücksichtslos, bringt Sie aber kein bisschen weiter.»

«Doch», erwiderte er, und starrte mich unverwandt an, «ich bin dem Ziele nahe.»

«Welchem Ziele?» fragte ich beklommen.

Da hörte ich Tritte auf der Treppe und atmete auf. Gottlob!

Sein Gesicht verzerrte sich.

«Wer kommt?» fragte er hastig.

«Meine Freundin», lachte ich, «sie wird nun immer an unsern Sitzungen teilnehmen.»

Da stand er auf, nahm seinen Hut und ging ohne Gruss an der Hereintretenden vorbei. Bald knallte unten die Tür ins Schloss.

Ich sollte ihn nie mehr sehen, aber um so mehr von ihm hören. Am nächsten Morgen prügelte er einen meiner Schüler halbtot. Dann geriet er im Wirtshaus an den Vater des Jungen; eine blutige Schlägerei entstand und musste vor Gericht ausgetragen werden. Daraufhin verliess er die Gegend. Ueber diese Vorfälle verbreiteten sich die unglaublichsten Gerüchte, und meine Person wurde natürlich nicht geschont.

Es ging lange, bis ich begriff, dass ich mich diesem Gesellen gegenüber anders hätte verhalten sollen.

Ein Ende und ein Anfang

Ich hatte mich bis dahin in einem ungeprüften Idealismus wohl befunden, der sich weder auf tiefe Religiosität noch auf eine bestimmte Weltanschauung gründete, sondern einfach Ausfluss war meiner Ju-

gend und ihres gesteigerten moralischen Empfindens. Mein Glaube an eine Allgerechtigkeit und Allweisheit schien mir nun durch die Wirklichkeit aufs Grausamste widerlegt, der Mensch einem sinnlosen Weltgetriebe preisgegeben. Sein hohes, inneres Streben wurde von dieser Wirklichkeit weder gefordert noch gerechtfertigt, sondern war nur ein unbegreifliches Bedürfnis der Seele. Doch sollte mir die Heiße dieses Strebens bald genug zweifelhaft werden. Ich war in meiner Lektüre an die Psychanalytiker geraten. Sie erfüllten mich mit Widerwillen und überzeugten doch meinen ungeschulten Verstand. Die Wirkung war tiefe Depression und zerstörendes Misstrauen gegen mich selbst. Wie hätte ich mir in diesem Zustand noch anmassen können, irgendwem menschlich zu helfen?

Ich unterliess auch bald jeden Versuch, öffentliche Mißstände zu beseitigen. Es wäre viel zu tun gewesen: Die Armenpflege und Kinderfürsorge. Eine wenig einträgliche Hausindustrie hätte durch Organisation viel gewinnen können. Ich sah das alles wohl ein und unternahm auch dies und das. Doch überall fehlte es mir an Erfahrung und Ueberlegenheit. Ich konnte mich belehren lassen, aber nichts bessern.

So verfiel ich in eine dumpfe Schwermut. Es war ein Glück für mich, dass ich tagtäglich mit Kindern in Berührung kam. Wahrhaftig: Sie gaben mir mehr als ich ihnen.

Inzwischen war ich einmal nach Hause gerufen worden. Die Sonnenblumen waren verwelkt, und meine Mutter stand nicht unter der Tür. Ich kam noch rechtzeitig, sie sterben zu sehen.

Sie war die einzige gewesen, die mir

mit Rat und Tat beigestanden. Nach ihrem Tode verschloss ich mich ganz.

Noch eine Weile lebte ich in diesen Verhältnissen dahin, abseits, unzufrieden, chaotisch. Alles in mir schrie nach Bildung, Form, Uebersicht des Lebens. Und ich sollte andere bilden, formen und ihre Richtung im Leben bestimmen. Ich war nicht so verblendet, zu glauben, für die blosse Uebermittlung von Kenntnissen könnte auch ein unreifer Mensch genügen. Ich wusste, dass in der Art dieser Uebermittlung und Wertung die Persönlichkeit sich ausdrückte und dass sie das Entscheidende war.

Das Leben konnte mich nicht mehr ängstigen als meine Zweifel, und so wagte ich den Sprung ins Ungewisse. Es war Herbst, als ich das Schulhaus von oben bis unten mit farbigem Laub bekränzte und meinen Schülern das Abschiedsfest bereitete. Herbstlich fühlte auch ich mich. Eine Epoche meines Lebens war zum Abschluss gekommen. Wo aber waren die Früchte? An meinem Lebensbäumchen hingen einige Erkenntnisse. Das war alles. Sie lehrten mich, meine Grenzen zu erfassen und demütig wieder von vorn zu beginnen. —

Der Stierkampf

Nach einer Lithographie von Willi Wenk

